

Nation, Nationalismus, Nationalitäten

Umstrittene Neuorientierung
der ungarischen Geschichtswissenschaft

Von Tibor Klaniczay

«Nation und Geschichte»: dies ist der Titel des von dem ungarischen Historiker Jenő Szűcs verfassten Buches, das 1974 in Budapest erschienen ist und das in der Jahrzehntealten Diskussion der ungarischen Geschichtswissenschaft über die Auffassung der Nation als ein Meilenstein betrachtet werden kann. Dass die Problematik der Nation in der heutigen ungarischen Geschichtsschreibung eine so eminente Rolle spielt, wird verständlich, wenn wir auf einige wichtige Gegebenheiten und Charakteristika der Geschichte Ungarns einen Blick werfen.

DIE TRADITION

Die vom Osten gekommenen nomadisierenden Ungarn nahmen das Karpatenbecken Ende des 9. Jahrhunderts in Besitz, und ihr erster König, Stephan der Heilige (1000–1038), schuf den starken ungarischen Staat etwa hundert Jahre später am gleichen Ort. Dessen Grenzen waren wesentlich weiter gesteckt als die des gegenwärtigen Landes: das Staatsgebiet umfasste bis 1918 die heutige Slowakei, die Karpaten-Ukraine, Siebenbürgen, die zu Jugoslawien gehörende Vojvodina und das Oesterreich angeschlossene Burgenland. Das von der Karpatenkette umfangene alte Ungarn war von Anfang an ein von mehreren Nationalitäten bewohntes Land, obwohl die Ungarn bis zum 16. Jahrhundert ethnisch eine starke Mehrheit bildeten. Die im 15. Jahrhundert einsetzenden Verwüstungen durch die Türken und dann die anderthalb Jahrhunderte dauernde türkische Besetzung ausgedehnte Gebiete, insbesondere des mittleren, von rein ungarischer Bevölkerung bewohnten Landsteils, schliesslich die Besiedlung der heimgesuchten Regionen im 18. Jahrhundert durch teilweise ausländische Kolonisten — das alles führte dazu, dass die Ungarn in ihrem Land in die Minderheit gerieten. Obwohl sich das Verhältnis im 19. Jahrhundert wieder zugunsten der Ungarn verbessert hatte, machte ihr Anteil am Vorabend des Ersten Weltkriegs nur etwa fünfzig Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Auch die politische Herrschaft der Ungarn wurde von 1526 an unsicher, da in diesem Jahr — nach zahlreichen würdig und erfolgreich herrschenden nationalen Königen — die Dynastie der Habsburger auf den ungarischen Thron gelangt war. Die Ungarn waren, um die Türken aufhalten zu können, auf die Unterstützung der anderen habsburgischen Länder und des Deutschen Reichs angewiesen, und es war zuletzt grösstenteils den Reichsheeren zu verdanken, dass Ende des 17. Jahrhunderts die Türken vertrieben werden konnten. Die Herrschaft der Habsburger wurde indessen zum Hindernis in der nationalen Entwicklung Ungarns. Es gab keinen ungarischen Hof mehr, die Herrscher hielten sich nicht im Lande selbst auf, sie versuchten es nach Möglichkeit eher durch Wiener Hofkreise und Beamte zu regieren; Ungarn geriet wirtschaftlich in eine untergeordnete Lage, und es wurden sogar Versuche unternommen zu seiner Germanisierung beziehungsweise zu seiner vollständigen Eingliederung in die Gesamtmonarchie. All das forderte den nationalen Widerstand der Ungarn gegen den «fremden» «deutschen» König und seine Getreuen heraus, und die ständige Spannung entlud sich in der Folge in Oppositionsbewegungen, Verschwörungen, im bewaffneten Widerstand der ungarischen Stände, in Volksaufständen und Unabhängigkeitskriegen. Dank diesen Ereignissen vermochte Ungarn einen Teil seiner verfassungsmässigen Rechte und zahlreiche seiner althergebrachten Institutionen zu bewahren, und es sicherte die Kontinuität der nationalen Existenz; unterdessen gerieten aber andere elementare Interessen des Landes und des Volks, wie die Modernisierung der Wirtschaft und die zeitgemässe Umwandlung der Gesellschaft, in den Hintergrund.

Zwar vereinigten sich die Standpunkte der nationalen Unabhängigkeit und des gesellschaftlichen Fortschritts in den Reformbewegungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie in der Revolution von 1848 auf glückliche Art, doch kam es im gleichen Zug zu einem tragischen Konflikt mit den sich gleichzeitig und gesondert manifestierenden nationalen Ansprüchen der anderen Nationalitäten, die das Land bewohnten. Und als 1867 der österreichisch-ungarische Ausgleich für die Ungarn die Bedingungen eines selbständigen, modernen nationalen Staates sicherte, zogen die führenden Kreise in ihrem Streben nach Restaurierung der mittelalterlichen ungarischen Macht die nationalen Interessen der Slowaken, Rumänen, Serben und anderer nicht in Betracht. Die Nationalitäten antworteten mit Trennungsbestrebungen und der Absicht, sich mit den benachbarten Mutterländern, das heisst mit ihren Sprachverwandten, zu vereinigen. Die Niederlage der k. und k. Monarchie im Weltkrieg lieferte dann die Gelegenheit zur Aufteilung des historischen Ungarn. Und da beim Friedensschluss die Grenzen im Falle gemischtsprachiger Gebiete zuungunsten des auf Verliererseite stehenden Ungarn gezogen wurden, hatten fortan um die drei Millionen Magyaren in der Tschechoslowakei, in Rumänien und Jugoslawien in einem Minderheitsstatus zu leben.

Das Horthy-Regime stellte zwischen den beiden Weltkriegen die territoriale Revision in den

Mittelpunkt seiner Aussenpolitik, und es versuchte gesellschaftliche Spannungen mit der Anfandung des Nationalismus zu überbrücken; infolgedessen steuerte Horthys Ungarn auf ein Bündnis mit Hitler-Deutschland zu. Zwar gelang es, einen Teil der verlorenen Gebiete zurückzugewinnen, aber das Regime verband sein Schicksal auf diese Weise ganz mit dem Dritten Reich, es trieb das Land in eine Entwicklung hinein, die erneut zu einem katastrophalen Zusammenbruch führte. Der hierauf folgende Friedensschluss stellte die Grenzen von Versailles wieder her, und das neue Ungarn brach mit der Politik nationaler Zwistigkeiten und territorialer Forderungen. Man rechnete zugleich damit, dass die in den sozialistischen Nachbarstaaten lebenden Ungarn unter Bewahrung ihrer Sprache und ihrer nationalen Kultur gleichrangige Mitbürger sein würden.

Diese kurze Skizze macht vielleicht die gesteigerte Empfindlichkeit verständlich, welche die ungarische Geschichtsschreibung gegenüber dem nationalen Problem bezeugt. Die Historiker — insbesondere vom 19. Jahrhundert an — erblickten ihre Aufgabe darin, ihre Nation zu bestärken, das Recht der Ungarn auf ihr Land, auf dessen Unabhängigkeit und althergebrachte Grenzen zu verkünden und zu bestätigen. Bei gleichzeitiger Vernachlässigung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bezüge versuchten sie, gegenüber dem Regime der Habsburger die nationale Identität und gegenüber den Nachbarvölkern beziehungsweise den Nationalitäten eine angebliche «kulturelle Ueberlegenheit» der Ungarn herauszuarbeiten. Entsprechend der nationalen Geschichtsbetrachtung im allgemeinen erblickte man in der Nation den Rahmen der Geschichte und sah man in der Vervollkommnung der Nation das Ziel und die Vollendung der Historie.

DIE NEUE SCHULE

Unter dem Eindruck der Erfahrungen, welche die Niederlage des Dritten Reichs und das Scheitern einer nationalistischen ungarischen Politik bedeuteten, im Zuge der sozialistischen Umgestaltung und der gleichzeitigen Ausbreitung der marxistischen Ideologie im Geistesleben erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg eine gründliche Revision der früheren Geschichtsauffassung. Anstelle der nationalen Teleologie wurde die Frage des gesellschaftlichen Fortschritts zum massgebenden Gesichtspunkt der Geschichtsschreibung, und da den Fortschritt gemäss der marxistischen Theorie wirtschaftliche Faktoren determinieren, die vorwärtstreibende Kraft aber aus dem Klassenkampf resultiert, begann nun die Aufarbeitung der ungarischen Geschichte als eine Geschichte der wirtschaftlichen Gesetzmässigkeiten und Interessen beziehungsweise der Klassenkämpfe. Die nationale Frage wurde in den marxistisch orientierten Arbeiten der Nachkriegszeit nicht vernachlässigt, aber sie wurde dem Gesichtspunkt des Klassenkampfes und des gesellschaftlichen Fortschritts untergeordnet; man unterschied dabei konsequent zwischen einem aggressiven Nationalismus, der sich gegen andere Völker richtet, und einem defensiv für das eigene Land eintretenden Patriotismus. Ersterer wurde entschieden verurteilt und zurückgewiesen, und man hob im Hinblick auf die Nationalitäten des alten Ungarn und hinsichtlich der Nachbarvölker anstelle der gegensätzlichen Interessen die verbindenden Motive, das gemeinsame Schicksal dieser Völker sowie ihre Interdependenz hervor, und man ging dazu über, die gegen den ungarischen Staat geführten Kämpfe der Nationalitäten ohne nationale Voreingenommenheit zu betrachten.

Eine Ausnahme wurde nur gegenüber den «Deutschen», das heisst gegenüber den Oesterreichern, gemacht beziehungsweise, um es genauer zu sagen, gegenüber der Machtausübung der Habsburger. Angesichts der Tatsache, dass die Herrschaft des Hauses Habsburg, Ungarns Unterordnung unter die Monarchie, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Landes hemmte, wurden die gegen Wien geführten Kämpfe eindeutig als Taten im Dienste des gesellschaftlichen Fortschritts qualifiziert. Diese Darstellung hatte indessen einen schwachen Punkt, der darin bestand, dass die — insbesondere im 17. Jahrhundert — gegen die Habsburger ausgetragenen politischen und militärischen Kämpfe zu einem guten Teil Aktionen der feudalen ungarischen Stände waren, die Eingriffe der Wiener Regierung in ihre mittelalterlichen Privilegien befürchteten. An fortschrittliche Reformen der Gesellschaft dachten nur vereinzelte mit besonderem Weitblick begabte Vertreter des Adels.

BEGRIFFSKLÄRUNG

Der Widerspruch zwischen dem nationalen Gesichtspunkt und der Forderung nach Fortschritt, noch mehr aber die hinter der oben schilderten Ansicht versteckten Fehler in der Betrachtungsweise und der Methodik veranlassen Erik Molnár, eine führende Persönlichkeit der marxistischen Geschichtsschreibung in Ungarn, zur Veröffentlichung einer ganzen Reihe von Studien in den Jahren 1959–1963. Gegenüber der damals noch herrschenden Auffassung beanstandete Molnár insbesondere den unhistorischen, irreführenden Gebrauch der Begriffe

Politischer Gegner und Spielpartner

Zur Nationalitätenfrage im Werk des Ungarn Kálmán Mikszáth

A. O. «... gefährlich ist dies aber schon deshalb nicht, weil Gott in seiner Güte dem edlen Municipium auch eine Menge von Sachsen und Rumänen geschenkt hat.» Was auf solche Weise als ungefährlich bezeichnet wird, ist die Rede, die an einer Komitatsversammlung im Ungarn des ausgehenden 19. Jahrhunderts ein slowakischer Lokalpolitiker hält, um gegen eine Vorlage zu protestieren, welche die Magyarisierung der Schulen des Landstrichs vorsieht. Die Szene findet sich in dem Roman «Die Ehe des Herrn von Noszty» des in seiner Heimat zu den Klassikern gehörenden und bis heute überaus populär gebliebenen ungarischen Schriftstellers Kálmán Mikszáth (1847–1910).^{*} Sein aus der Phantasie entworfenes Komitat — die alte Verwaltungseinheit im Königreich Ungarn — scheint Mikszáth irgendwo im Nordosten des damaligen Landes angesiedelt zu haben, wo neben Ungarn eben auch Sachsen, Slowaken und Rumänen die Bevölkerung bildeten. Der kritisch-ironische Kommentar zu dieser Sachlage als Fortsetzung des oben zitierten Satzes lautet: «Gott behüte uns vor Orten, wo es nur eine Nationalität gibt. Mehrere sind besser von dieser Art von Uebel; dort, wo es deren dreie gibt, kann man mit ihnen schon ein Kartenspiel veranstalten. Die eine bedeutet stets einen „Trumpf“ gegen die zwei anderen, oder zwei sind ein Trumpf gegen eine, wie es eben möglich ist. Die Politik des Komitats fusste hierin, die vorangegangenen Obergespane hatten ihr Leben dank dieser Diplomatie gefristet und dafür gesorgt, dass an den Versammlungen stets der Wille der Ungarn triumphierte.»

EIN AUTOR AUS DER SLOWAKEI

Wer hier Zynismus wittert, der täuscht sich. Das Phänomen ist komplizierter. Mikszáth selber stammte aus einem gemischtsprachigen Gebiet in der Slowakei. Obwohl er ungarisch schrieb und sich als Ungarn betrachtete (die Behauptung des Gegenteils hätte ihn vermutlich eher überrascht und amüsiert als empört) und obwohl er die zweite Hälfte seines Lebens in Budapest verbrachte, kehrte er in seinen Werken immer wieder zur Landschaft und zu den Menschen des slowakischen Oberlands zurück. Der erste Erfolg, mit dem sich Mikszáth durchgesetzt hatte, war schon ein Novellenband gewesen, dessen Titel deutsch etwa «Die slowakischen Vettern» lauten könnte. Eine eigenartige, für die Betrachtungsweise nicht nur Mikszáths, sondern wohl vieler seiner ungarischen Zeitgenossen charakteristische Sicht herrscht in diesen Erzählungen vor: Mikszáths slowakische Bauernfiguren sind mit Kenntnis und viel einführender Liebe gezeichnet. Gleichzeitig allerdings klingt auch ein Unterton der Herablassung mit, die Zuneigung schliesst Ironie und manchmal auch Spott nicht aus. Die Slowakei, die Täler der Nordkarpaten, das ist zum einen das abgelegene, ursprüngliche Land, die hier spielenden Erzählungen gemahnen an Volksballaden. Zum anderen jedoch beherbergt diese Region «von den Bergen verschluckte Leute», wie es in einer Novelle heisst, gutmütige, aber schwerfällige, liebenswerte und zugleich zurückgebliebene und darum oft verschrobene Menschen.

Diese Zweideutigkeit verliert sich auch in den späten grossen, gesellschaftskritischen Romanen nicht. Der Ausgang der oben geschilderten Komitatsversammlung ist ein Beispiel dafür. Die für ihre eigenen Schulen eintretenden Nationalitäten, dies steht gleich von Anfang an fest, würden bei der Schlussabstimmung zusammen eine knappe Mehrheit bilden. Der Oberge-

^{*} Unter diesem Titel ist Mikszáths Roman 1953 in Ostberlin in deutscher Uebersetzung erschienen. Unter dem Titel «L'Histoire du jeune Noszty avec la Marie Toth» hat der Corvina-Verlag, Budapest, 1977 das Buch in französischer Uebersetzung herausgebracht.

«Nation» und «Vaterland». Diese Begriffe decken in verschiedenen Ländern und Sprachen oft voneinander abweichende Inhalte, ihre Bedeutung, ihr Sinn verändern sich selbst innerhalb der Geschichte desselben Volks je nachdem, wer sie in welcher Epoche zum Lösungswort macht. Die Historiker, immer nach Molnár, hatten den Fehler begangen, dass sie den im 19. Jahrhundert herauskristallisierten Begriff «Nation» in die Vergangenheit zurückprojizierten und nicht genügend beachteten, dass der Begriff «Nation» im Mittelalter oder im 16./17. Jahrhundert nicht ein Abstraktum ist, sondern Ausdruck konkreter ständischer Interessen, und die Aufgabe des Historikers besteht in der Aufdeckung solcher Interessen.

So sind die einzelnen gegen die Habsburger gerichteten Bewegungen nach Molnár nicht a priori in der Perspektive einer einheitlich und kontinuierlich gedachten nationalen Bestrebung zu beurteilen, sondern differenziert, von Fall zu Fall, unter Einbeziehung aller Faktoren. Bei der vielseitigen, reich dokumentierten Entwicklung seiner Thesen trug Molnár in manchen Fällen auf wertvolle Weise auch zur Prüfung allgemeiner Fragen der marxistischen Geschichtsphilosophie bei. Er formulierte seinen Standpunkt mit ausserordentlich sicherer Logik, aber oft überspitzt und gelegentlich auf eine etwas doktrinaire Art, was die Schärfe der um seine Publikationen entbrannten Diskussion erklärt.

Der ursprünglich auf Fachleute beschränkte Meinungsaustausch erweiterte sich nämlich bald über den engen Kreis der Historiker hin-

span, der von der Regierung ernannte General des Komitats, ironischerweise selbst slowakischer, jedoch zum ungarischen Adel gehörender Baron, lässt die Vertreter der Gegenseite den ganzen Tag nach Herzenslust reden, stelle der Abstimmung verkündet er das letzte zur allgemeinen Verblüffung, der auf die Einführung einheitlicher ungarischer Schulen gelte als angenommen, da keine andere Stimme laut geworden sei. Auf die eifrigen Proteste der Nationalitäten antwortete er scheinheilig, sie hätten ihre Reden auf slowakisch gehalten, in Sprachen, die er nicht verstehe. Als hierauf ein Horthy-Antworter antwortet, da jedem das Gegenüber bekannt ist, ruft der Obergespan stolz auf, er zur Sitzung das festliche ungarische Aussenministerium, dann sehe er von allen Ländern der Welt nur eines, Ungarn, und er verstehe eine Sprache, die ungarische. Der darauffolgende Jubel der ungarischen Stände über jede weitere Diskussion unmöglich; der Schluss steht fest.

NACHSPIEL UND IRRTUM

Unversöhnlichkeit, persönliche Feindschaft? Die Szene hat in Mikszáths Roman ein kleines, für die Wiedergabe der politischen Verhältnisse wohl ebenso wichtiges Nachspiel. «Ist es nicht ein schändliches Verbrechen?» ruft ein Führer der Nationalitäten Ungarn zu. Die ungarischen Herrenheerden Friedensstörer wütend an; sie trage wie es heisst, glücklicherweise keine Säbel wie in alten Zeiten, und Mikszáth fügt dank diesem Umstand sei ein Unglück geworden: der Rufer aus den Reihen der Nationalitäten ist nämlich der tägliche Spielpartner des Obergespans, und da das Tarock-Spiel ihm am Ort niemand beherrscht, muss er sich Tod eines unersetzlichen Verlustes bewusst machen. «Der Obergespan beeilte sich denn auf Aufmerksamkeit von ihm abzulenken...

Zweifellos: der zumindest in seiner Periode eindeutig als Realist geltende Mikszáth, der langjährige Parlamentsabgeordnete, der nicht nur die offizielle Magyarisierungspolitik genau kannte, sondern auch Kenner des slowakischen Landesteils war, sondern Abgeordneter eines neben dem von Sachsen und Rumänen bewohnten Kreis war, er ermasse nicht die historische Sprengkraft des Nationalismus. Zwar hat er einen sehr wachen Sinn für den materiellen, moralischen Niedergang des Adels — die Kräfte dieser Schicht ist sein manchmal vom Begleiteten und dann wieder mit Spott gehandeltes Lebensthema —, und er verurteilte, wie dieser Adel durch krampfhaftes Festhalten an seinen — unter den nationalen — Privilegien sich zu behaupten versuchte. Dass er die ungesetzliche, ungesetzmässigen Rechten hohnsprechende Handlung der Nationalitäten als Schandtat darstellte, war schon keine alltägliche wengleich hier auch der Hinweis fällig, dass er seine Kritik mit einer Freizügigkeit in den Ländern nicht mehr erlauben konnte.

Mikszáth sah wohl das Nationalitätsproblem, darin war er vielen seiner Landsleute voraus. Ebensovienig wie seine Umgebung kannte er aber den Ernst der vorgerichteten, er ahnte nicht den Erdrutsch, den die nationale Drang nach Eigenständigkeit im k. und k. Vielvölkerstaat kurz nach seinem Tode bewirken sollte; dass politische Gegner nach ihrem am Vormittag ausgetragenen lichen Auseinandersetzungen am Nachmittag Gemütlichkeit als Partner beim Kartenspiel erneut begegneten, das galt für ihn als eine nicht allzu unnatürliche Möglichkeit.

aus, er wurde zu einer die gesamte öffentliche Meinung beschäftigenden Diskussion. Die Vertreter der Meinung, dass die Vergangenheit und die Traditionen der Nation ungerecht angegriffen worden seien. Dies ist den einigermassen verständlich bei den Angehörigen einer Nation, deren Vorfahren ein grosses und mächtiges Land ihr eigenem Land hatten, die aber mit der Zeit zur Kenntnis kommen mussten, dass ihr Volk seinen Platz den kleinen Nationen hat. Die Vergangenheit dient in solchem Fall als Trost, sie hält nationale Bewusstseins wach, doch kann sie eine Quelle von Illusionen sein. All die Dinge waren als schwer trennbares Ganzes mehr als fünfzig Artikeln präsent, die steller und Publizisten der Frage widmeten. Viele verurteilten jene Historiker, welche nationalen Kämpfe und deren Hauptgegner nun schon differenziert, objektiv betonen; man warf ihnen «Enteroisierung», «mopolitismus» und «nationalen Nihilismus» vor. Auf Grund der zahlreichen einander gegengesetzten Meinungen stellten man sich fest, dass die Diskussion von einer störten Nationalbewusstsein zeuge.

STAATS- ODER SPRACHNATION

Eine längere Studie des hervorragenden Historikers erschien unter dem Titel «Das Komitat der Nation und die nationale Persönlichkeit in der Geschichtsschreibung» bereits 1970. Sie nahm sie dann in sein vier Jahre später gekommenes, am Anfang dieses Artikels

erwähntes umfangreiches Buch erneut auf. Nach Szücs' überzeugender Beweisführung ist die Ursache der Störung des Nationalbewusstseins im historisierten Charakter des ungarischen Nationalismus zu suchen. Ist die moderne Nation tatsächlich eine politische Realität, so besitzt sie in erster Linie eine politische Theorie. Verwirklicht sie sich jedoch mit inneren Widersprüchen und Verzerrungen, dann nehmen in der nationalen Ideologie die historischen Elemente überhand. Dies ist im Falle der nationalen Bewegung Ungarns geschehen, die gegenüber der «fremden» Habsburgermacht die Auffassung der Sprachnation, gegenüber den Nationalitäten jedoch systematisch die Argumente der Staatsnation in den Vordergrund stellte. Als Staatsnation blieb das Ungarnum jedoch eine Fiktion, denn es gelang ihm nicht, die verschiedenen Nationalitäten zu einer einzigen politischen Nation zu verschmelzen. Bei der Verfolgung dieses Ziels verpasste es aber gleichzeitig die Möglichkeit, zu einer wirklichen Sprachnation zu werden, das heisst eine aus der Gesamtheit der Ungarischsprechenden bestehende politische Nation zu formen; seit mehr als einem halben Jahrhundert lebt ja ein bedeutender Teil derer, die ethnisch als Ungarn gelten, jenseits der Landesgrenzen. Der ungarische Nationalismus konnte darum seine Bestätigung gezwungenermassen nur in der Geschichte suchen, doch vermengte er dabei die einander widersprechenden Aspekte der Sprach- und der Staatsnation. Diese historisierte Betrachtung der Nation überlebte dann ihren eigenen Ursprung, den Nationalismus, sie blieb vorerst auch in der marxistischen Geschichtsschreibung erhalten, und sie setzte sich in der Öffentlichkeit hartnäckig fest. Daher kommt es nach Szücs' Ansicht, dass zur gleichen Zeit, da in Ungarn eine in Typus und Inhalt neue, sozialistische Nation sich zu formen im Begriffe ist, die nach diesem Modell suchenden Denker ihre Argumente anstelle der Gegenwartsrealität oft instinktiv aus der Vergangenheit beziehen, wie wenn die Realität der Nation von Fragen der Geschichtsbetrachtung abhängig wäre.

IDEOLOGISCHES

Die von geschichtswissenschaftlichen Fragen ausgehende Diskussion nahm immer mehr ideo-

logischen Charakter an; Gegenstimmen meldeten sich darum auch nach Szücs' Argumenten, welche die Thesen Erik Molnárs weiterentwickelt hatten. Am niveauvollsten drückte diesen Gegenstandpunkt der Literarhistoriker István Király aus in seiner 1973 erschienenen Studie «Patriotismus und Internationalismus». Ausgangspunkt für ihn war die Erkenntnis, dass das Nationalbewusstsein insbesondere unter der jungen Generation im Schwinden begriffen sei, obwohl beim sozialistischen Aufbau des Landes die von diesem Bewusstsein verliehene moralische Kraft nicht entbehrt werden könne. Für den gefährlichen Vorgang machte Király das Auftreten Erik Molnárs und die sich in seinem Sinne entfaltende neue historische Fachliteratur verantwortlich. Seine Diskussionspartner wiesen hingegen darauf hin, dass die zweifellos vorhandenen Zeichen von Gleichgültigkeit nicht auf das Bestreben der Geschichtsschreibung zurückgehen, die Nation von gewissen Mythen zu befreien, die richtigen historischen Zusammenhänge zu erkennen und bekannt zu machen. Es handelt sich nach ihrer Meinung eher darum, dass in der zunehmend technisierten Welt von heute die Kenntnisse der nationalen Ueberlieferung immer dürftiger werden. Mit «Ueberlieferung» sind dabei die gesamte historische Erfahrung des nationalen Kollektivs, seine geistigen und kulturellen Produkte und die Bewahrung seiner im Verlauf der Geschichte entstandenen Werte gemeint. Seither gewinnt die Auffassung immer mehr Raum, wonach die historischen Ueberlieferungen der Nation nicht dazu da sind, den Heutigen Ideale und Vorbilder zu liefern, oder aber dazu, ihnen zur Bestätigung zu dienen; ihre möglichst breite und objektive Kenntnis sollte vielmehr die innere Kohäsion der Gesellschaft, das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit stärken.

Die Bilanz der sich lange Zeit hinziehenden und so viele Fachleute und Intellektuelle beschäftigenden Diskussion muss als weitgehend positiv gelten. Sie hat zur Erneuerung der ungarischen Geschichtswissenschaft, zur Erstarkung eines modernen, realistischen Nationalbewusstseins und zu einer von Voreingenommenheit freien Achtung der wahren nationalen Werte beigetragen.

Gesamtdeuter der Geschichte

Von Oswald Spengler zu Arnold J. Toynbee

Hg. Es gibt zwei Zugänge — und damit zwei Auseinandersetzungen, zwei Kritikmöglichkeiten — für den Leser Oswald Spenglers. Exemplarisch zeigte den einen Weg 1924 der Aufsatz Thomas Manns über «Die Lehre Spenglers». Hier werden Autor und Buch in Zusammenhang gebracht mit Leistungen wie dem «Reisetagebuch eines Philosophen» des Grafen Hermann v. Keyserling, mit dem «Nietzsche» Ernst Bertrams, mit dem «Goethe» von Friedrich Gundolf: mit Werken von hoch angesetzter Popularität, mit Pflichtlektüren für Gebildete im Deutschland der ersten Nachkriegszeit. Nur stellt Thomas Mann die «oberlehrerhafte Phantasielosigkeit des Spenglerschen Fatalismus», «seines hyänenhaften Prophetentums», seiner «boshafte Apodiktizität» weit unter den Rang dieser anderen Werke. Ein «froschkalt-, wissenschaftliches» Verfügen über die Entwicklung und eine feindselige Nichtachtung solcher Imponderabilien, wie des Menschen Geist und Wille sie darstellen», sagt er Spengler nach. «Die Geschichte», so fasst er dessen Lehre, auch nicht unboshaft, aber übrigens richtig, zusammen, «besteht in dem Lebenslauf vegetativer und strukturgleicher Organismen von individueller Physiognomie und begrenzter Lebensdauer, die man „Kulturen“ nennt. Es sind bisher acht an der Zahl: die ägyptische, indische, babylonische, chinesische, antike, arabische, die abendländische (unsere eigene) und die Kultur der Mayavölker Zentralamerikas. Obwohl aber „gleich“ nach ihrer allgemeinen Struktur und ihrem allgemeinen Schicksal, sind die Kulturen streng in sich geschlossene Lebewesen, unverbrüchlich gebunden eine jede an die ihr eigenen Stilgesetze des Denkens, Schauens, Empfindens, Erlebens, und eine versteht nicht ein Wort von dem, was die andere sagt und meint. Nur Herr Spengler versteht sie samt und sonders...»

Dass nun — und davon geht «Der Untergang des Abendlandes», das Hauptwerk Spenglers, tatsächlich aus — die jeweilige «Kultur» zur äusserlich-technisierten «Zivilisation» wird; und dass wir selbst, nämlich die Bewohner des 19./20. Jahrhunderts, eben diesen Prozess erleben — «Intellectualismus, Rationalismus, Relativismus», sozial das «Fellachentum», politischen «Cäsarismus» —: das ist ein Vorgang, den «der Mann dieses erquicklichen Ausblickes... mit fatalistischer Wut in seinen Willen annimmt» — konservativ, wie er zwar eigentlich wäre. Soweit Thomas Mann. Er hat Recht, gegenüber dem «Snob», der «von Nietzsche schreiben gelernt, ihm die verhängnisvollen Akzente abguckt» und «von Goethe den Begriff der Morphologie entlehnt» hat: gegenüber dem Präzeptor der historischen Unausweichlichkeit, der aber am 18. Dezember 1918 an seinen vertrautesten Freund und Bewunderer schrieb: «... was uns heute Hoffnung gibt, ist die Gewissheit, dass die Monarchie gestärkt aus dieser Krise hervorgehen wird...»: ein Satz, der Mann — wenn er ihn gekannt hätte — nicht übel in das Konzept seiner feindnachbarlichen Invektive gepasst hätte.

Der andere Zugang führt nicht so sehr über die Aktualität wie über die Wissenschaftsgeschichte. Daher müssen wir hier etwas weiter ausholen. Die historische Schule, von der man ungenau, aber nicht falsch sagt, dass sie von Ranke begründet sei, hat die Geschichtsschreibung in Deutschland um 1900 beherrscht; sogar hat sie sich im akademischen Establishment noch ein halbes Jahrhundert länger erhalten; wozu die Stagnation im historischen Denken während des Ersten Weltkriegs und erst recht während des Dritten Reiches allerdings beitrug; und wobei es an Opposition nie gefehlt hat. Nun ist die historische Schule in sich nicht so einheitlich, wie man das von einer «Schule» erwarten könnte. Ranke selbst legte grössten Wert darauf, seine Darstellungen auf detaillierter Kenntnis der Primärquellen aufzubauen. Aber alle Aufmerksamkeit für das Detail hat ihn nicht gehindert, im Lauf seines freilich sehr langen Lebens eine Geschichte der Päpste und eine Reformationsgeschichte, eine Englische, eine Französische, eine Preussische Geschichte, mehrere andere Bücher und zuletzt noch eine zwar unvollendete, aber immerhin neubändige Weltgeschichte herauszubringen: Beweis genug, dass er am Einzelnen denn doch nicht hängen blieb.

Bei den meisten seiner unzähligen Schüler verhielt sich das anders. Die Ranke-Nachfolge war unter anderem geprägt durch ein so verdienstvolles Unternehmen wie die «Jahrbücher des Deutschen Reiches». Jeder der beteiligten Gelehrten nahm sich hier eines mittelalterlichen Kaisers an, dessen Taten er nicht nur Jahr für Jahr, sondern je nach Quellenlage auch Monat für Monat und Tag für Tag verzeichnete. Was einerseits gewiss Fortschritt der Wissenschaft (und notwendige Grundlage für vertiefte und weitergreifende Studien) war, konnte doch auch als Rückfall in die Annalistik anmuten. Wo war die «Philosophie» einer solchen Arbeit? Wo blieb die «Sinngabung», wo der universale Ausblick, den doch gerade Ranke gepflegt hatte? Einer der frühen Antipoden zur historischen Schule wurde der Leipziger Professor Karl Lamprecht, der namentlich in seiner «Deutschen Geschichte» kausalistische und sozialpsychologische Vorstellungen zur Grundlage einer neuartigen, nicht politisch, sondern kulturell und gesellschaftlich ausgerichteten Darstellungsweise zu machen suchte. Er und seine Schüler wurden aufs gründlichste abgelehnt — man wusste an den Universitäten auch damals genau, was man nicht wollte. Seine Lehre von den «Kulturzeitaltern» weist aber neben der Arbeit von Otto Seeck, von Kurt Breysig — unmittelbar auf Spengler voraus.

Spengler war 1880 geboren; Arnold J. Toynbee kam 1889 zur Welt. «Der Untergang des Abendlandes» erschien 1918 und war — daran lässt sich nichts ändern — ein vielgelesenes und repräsentatives Buch der ersten Nachkriegszeit; von politischer Bedeutung insofern, als es in Deutschland den Glauben an die Republik untergraben half (den Glauben an das Dritte Reich zu verlieren hatte der 1936 verstorbene

Autor noch reichlich Gelegenheit). Das Werk mit dem nüchternen, aber nur scheinbar bescheidenen Titel «A Study of History», das 1934 zu erscheinen begann, ist erst nach 1945 zu seiner grossen internationalen Wirkung gelangt. Die beiden Verfasser standen sich altersmässig zwar nahe, doch in ihrer Ausstrahlung waren sie eine volle Generation auseinander — «gleichzeitig» nur im Spenglerschen Sinn der Zugehörigkeit zu analogen Phasen, allerdings innerhalb ein und derselben Zivilisation.

Der Vergleich lehrt, dass sie sich ähnlich und grundverschieden waren. Toynbee historisch-humanistisch geschult, Spengler philosophisch-naturwissenschaftlich belesen. Beide jedoch methodisch — und bei Toynbee erstaunt das mehr — auf einer Metapher gründend: Kultureinheit ist (wie) ein Organismus, «wächst», «vergeht». Die Betrachtung so verstandener historischer Zusammenhänge nannte Spengler «Morphologie» — er hatte von Goethe nicht nur «den Begriff entlehnt», sondern sich eine Sehweise angeeignet, die er nach seiner Art für die einzig richtige hielt; Toynbee nannte sie einfach «History» und lehnte die radikale Trennung zwischen Kulturen (bei ihm «civilizations») ab: eine steht auf den Schultern der andern. «Auf den Schultern», damit bleibt das Bild der Individualität bestehen.

«Der Untergang des Abendlandes» ist aus einem Guss; «A Study of History» nicht. Ihre eigene, lange Geschichte ist in ihr mitgespiegelt. Aus der Summe der verglichenen Zivilisationen hat sich «das Ganze» nicht, wie es ursprünglich sollte, ergeben. Toynbee sah sich mit Recht in der Opposition zur traditionell-offiziellen Geschichtswissenschaft, wenn er in einem Kulturkreis das kleinste mögliche Feld der Betrachtung fand. Aber er lenkte in eine grössere Tradition ein, als er im Lauf seiner Arbeit dazu geführt wurde, auch über diesen Bereich noch hinauszugreifen, weil nicht einmal er sich aus sich allein verstehen liess.

Nationalgeschichtlicher Begrenzung schien die antike Welt nicht unterworfen zu sein; Hellas und Rom zeigten sich vielfach und eng verbunden, zugleich unabhängig von einer Aussenwelt: abgeschlossen und universal. Ihre kulturelle Einheit und Einmaligkeit stand ausser Zweifel; wenn ihr Erbe in der Folgezeit weiterwirkte, so nur in wesentlich verändertem Gesamtzusammenhang; die abendländisch-lateinische, die byzantinische Kultur, sie beide hoben sich von der grossen gemeinsamen Vorgängerin ab durch die Verschiedenheit der Religion. Aber eben hier: an dem Punkt, wo es sich die Betrachtung am Blick auf die Aufeinanderfolge von autonomen Zyklen genügen lassen konnte, auf den stets wiederholten Kreislauf des Lebens von Kulturen und auf eine charakteristische Rolle der jeweiligen Religion — eben hier hat Toynbee im Lauf seiner Arbeit den zweiten Durchbruch vollzogen, der ihm die hermetische Umwandlung seiner Zivilisationen wieder zerstörte.

«Die Zusammenbrüche und Niedergänge von Zivilisationen», schreibt er in dem Aufsatz «Christendom and Civilization», «könnten Stufen einer religiösen Aufwärtsbewegung sein.» Und weiter: «Wenn die geschichtliche Aufgabe höherer Religionen keineswegs darin liegt, beim Kreislauf der Wiedergeburt von Zivilisationen als Puppen zu dienen, sondern vielmehr die der Zivilisationen darin, durch ihren Untergang Stufen für eine fortschreitende Offenbarung immer tieferer religiöser Einsicht zu sein sowie zur Erlangung immer höherer Gnade, nach dieser Einsicht zu handeln: dann wird jene Art von Gesellschaften, die wir Zivilisationen nennen, ihre Aufgabe erfüllt haben, wenn sie einmal eine reifere, höhere Religion hervorgebracht hat.»

Die Entwicklung kann auch über die «Grenzen» zwischen Kultureinheiten hinweggehen. Und zum möglichen Feld der Betrachtung wird einerseits das Universale schlechthin, die «Gesamtindividualität der Weltgeschichte», wie Meinecke einmal gesagt hat. Andererseits tritt — trat bei Toynbee im Lauf der Zeit immer mehr — die entgegengesetzte, die kleinste historische Einheit hervor: das menschliche Individuum. Denn da nach Toynbees Beobachtung das verbindende geschichtliche Element — das, was eine Kultur aus sich entliess und einer nächsten tradieren konnte — die Religion war, erwies sich die einzelne, «in the belief in the presence of some spiritual force» verwurzelte Person zuletzt wieder als einzige wirkliche Trägerin der Geschichte. Indem sich Toynbee nach zwei Seiten hin, in der Richtung auf das Universale und in der Richtung auf das Individuelle, von seinem systematischen Grundkonzept löste, wurde aus dem Nachfolger Spenglers ein Schüler Bossuets — die Rechtgläubigkeit abgerechnet, auf die seine agnostisch-humanistische Frömmigkeit keinen Anspruch erhob.

Spengler dagegen bediente sich zwar einer «historischen Beweisführung» (schon der Begriff setzt die Aufhebung der methodischen Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaften voraus); doch deren Ergebnis stand ihm zu deutlich vor Augen, als dass er Fakten zur Kenntnis genommen hätte, die nicht in seinem Sinn deutbar waren. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang seine Aeusserung: «Dass die Kirche das geringste von antikem Sein als solchem bewahrt hätte, ist ein Irrtum.» Die Bedeutung einer unlegbaren Kontinuität wird durch das unbestimmt-anspruchsvolle Wort «Sein» und sicherheitshalber noch durch das ebenso strenge wie doch auch inhaltlose

«als solchem» verdrängt. Vollends in der politischen Publizistik hat Spenglers sachliche Beglaubigung seiner Aussagen verweigert.

Der Gegensatz zur schulmässigen F. Spengler und Toynbee gemeinsam. Bei sie Aussenseiter; Spengler in höher und auch freiwilliger — eine Berufur deutsche Universität wäre für ihn z Frage gekommen, die Leitung des v recht gegründeten Instituts in Leipzig einmal angeboten. Er wollte, teils auf heitsrückichten, teils um seiner Ur keit willen, Privatgelehrter bleiben; bensform, die ihm nach Kriegsangeh fflation empfindliche Einschränkunge te. Toynbee war seit 1925 und blieb bis fessor an der Londoner Wirtschaftsh ein Lehrer im vollen akademischen Wortes wurde er nie.

Die Fachkritik hat Toynbee nicht lässtigt und freilich auch nicht vers Rezensionen des holländischen Histe ter Geyl oder einer britischen Aut Hugh Trevor-Roper sind gewaltige A gen. Nicht nur, weil sie den Nachw liger Irrtümer, tendenziöser Vereinf unzulässiger Beweisführungen und ir dersprüche erbringen — was bei ein von vielen tausend Seiten und ein hungszeit von über dreissig Jahren Schwerarbeit als ein Kunststück ist weil sie auf einen Vorwurf hinausl: Toynbee wiederum nahe an Speng rückt; zu nahe tatsächlich.

Er sei ein Prophet des Untergang Verräter an der westlichen Gesellscha tet der Vorwurf in seinem — dog Kern. Nun sahen wir schon, dass To «eiserne Lehre» vom unaufhaltsamen jeden Kultur und so auch der unsern rechterhält. Und nach seinem eigene hat nicht oder nicht nur der Wille zur sierung des gesamten Geschichtsverla sein weitläufigen Unternehmen geb; dern auch «Neugier»: ein Interesse was über die Vergangenheit der M Erfahrung zu bringen ist. Schon das det ihn von Spengler, der in seinen ac ren» eine Beweislast anhäufen wollte seiner Prognosen, ohne sich eine F durch den weltgeschichtlichen Sto kann man sagen: «als solchen» — an lassen. Seinerseits hätte Toynbee d chende Betrachtung nur um der The nicht gleich auf alle erkennbaren « nen», 14 tote, sieben überlebende, müssen. Die universalhistorisch-empj sicht ist offenkundig; aber auch sie nicht auf eine prophetische Theorie, s eine Lehre.

Nämlich, Toynbee will sagen, d Zivilisation oder Gesellschaft eingu unter gleich strukturierte — gleic gleichwertige Gebilde; und er lässt ke fel daran, dass er mit Hilfe dieser dem Europazentrismus der bishe schichtschreibung den Garaus mache Kritik an der «Study of History», ar stem, richtet sich gegen den Versuch, sche Rolle des Abendlands einzuebr Versuch hat mit Spenglers Dramatis europäischen «Schicksals» eine m aber kaum eine dogmatische Aehnlic

Nun ist die hartnäckig, oft polem tene Ablehnung eines europazentris und Geschichtsbilds bei Toynbee nic Korrektur einer alten und tadelsn wohnheit der historischen Wissensch stehen. Die Kritiker hatten recht, wer noch darüber hinaus eine Antipathie historische Realität der europäisch schaft herausspürten. Toynbee war geht auch aus seinen politischen Sch vor — Nonkonformist. Er nahm Si Widerspruch. Er konnte seine Leser (und tat es bewusst), indem er die U lers zu den unvermeidlichen weltpoli siken rechnete, an den Juden aber m zusetzen fand. Besonders kritisch wa über England eingestellt. Kein Zwei als Japaner zur Welt gekommen, er h Japanern nicht viel Gutes gelassen. Zusammenhang sprach er von Demu ermahnte er seine europäischen und die amerikanischen Zeit- und Schic sen mit einem Eifer, an dem sie die schieden vermissten. Dass er den Ric man warf es ihm mit sehr ähnlich vor, wie auch Spengler sie hatte hör

Eine letzte, merkwürdige Parallele nachdem er zur Politik gesagt hatte, v hatte ungesagt lassen können, wanc nem Werk wieder zu, das ein Geg dem «Untergang»-Buch werden sol doch über erste Ansätze nicht mehr dieh: eine Weltgeschichte oder, n Ausdrucksweise, eine Geschichte des — von den Anfängen bis zur Geger von Toynbee kam, zwei Jahre nach s eine Geschichte der Menschheit hera kind and Mother Earth — A Narrati of the World». Worin nicht die H Staatsaktionen der «Weltgeschichte: die einander folgenden Formen de bens unserer Spezies dargestellt sind schichtdenker wurden also zuletzt Geschichtsschreibern, traten in die ält tion ihres Wissensbereichs wieder ein sie den Zeitläufen eigene Gesetze d ten, fügten sie sich dem Gesetz, das i Zeit selber angelegt ist.